



Leseprobe

Mathias Nolte

Miss Bohemia

Roman

ISBN (Buch): 978-3-552-06210-8

ISBN (E-Book): 978-3-552-06217-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06210-8>

sowie im Buchhandel.

Ich hatte mir geschworen, nie wieder einen Gedanken an Tara zu verschwenden.

Tara war für mich gestorben, sie war toter als tot.

Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich aufgeschreckt wäre, wenn jemand laut ihren Namen gerufen hätte, als ich zu später Stunde bei Fanelli in Soho an der Bar saß, ein Bier trank und in der *New York Times* blätterte.

In dieser Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten April 2010, als die Aschewolke eines isländischen Vulkans sich am Himmel über Europa ausbreitete, habe ich den Schwur gebrochen – wohl wissend, dass die Zeit des Bedauerns kommen würde.

Manhattan, Mitte April 2010

Es war spät, das Fanelli kaum noch besucht. Ein paar Touristen saßen an den kleinen Tischen mit den rotweißkarierten Wachstuchdecken, ein Liebespaar aus Norwegen oder Schweden, drei betagte, mit Schmuck behängte Ladys aus Neumexiko, die unentwegt kicherten, ein bärtiger Mann, der einen dicken Roman von Richard Price las.

Ein anderer Mann im Tweedjackett hockte gekrümmt am Ende der Bar, die linke Hand stützte seinen Kopf, mit dem Zeigefinger der rechten malte er die Ringe nach, die sein Whiskyglas auf dem Tresen markiert hatte.

Joe, der Barkeeper, lehnte an der Flaschenwand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, er starrte abwesend vor sich hin und erweckte den Eindruck, als habe er diese Spelunke schon zu Zeiten der Prohibition bewirtschaftet. Joe war ein

ganzer Kerl, groß, Glatzkopf, Arme tätowiert. Auf seinem Oberkörper klebte wie eine zweite Haut ein weißes T-Shirt mit dem Aufdruck *New York ♥'s Me*. Das Herz war rot, verwaschen. Links neben ihm hing eine verblasste Fotografie in einem Mahagonirahmen. Dylan Thomas, dachte ich. Ich glaubte den Dichter an seinem fleischigen Gesicht zu erkennen. Melancholisch blickte er auf sein Bierglas.

Ich saß auf einem Hocker gleich neben der Eingangstür. Durch das Fenster warfen rote Neon-Buchstaben ihr Licht auf das Holz des Tresens, Fanelli's Café – das N, das E und ein L hatten den Geist aufgegeben. Unter dem Leuchtschild vor der Tür standen zwei Männer und rauchten, einer von ihnen war der Kofferträger vom Mercer-Hotel gegenüber, der seine Schicht beendet hatte.

Ich war todmüde und wollte schon gehen. Aber Joe hatte mir, nachdem wir uns eine halbe Stunde unterhalten hatten, ungefragt ein drittes Bier serviert, ein Ale vom Fass, kohlrabenschwarz, es schmeckte nach Lakritze. Dazu hatte er mir die *New York Times* auf den Tresen gelegt.

»Eigentlich wollte ich mich gerade davon machen«, hatte ich gesagt.

»Eins passt noch«, hatte er knapp geantwortet. Die Schlangenfrau auf seinem Oberarm hatte dabei gelacht, so als habe sie eine Ahnung davon gehabt, dass von all dem Ungemach des Tages mir das größte noch blühte.

Es war wirklich ein verfluchter Tag gewesen, dieser fünfzehnte April. Alles was schiefgehen konnte war schiefgegangen. Ich hätte in meinem nach Fisch stinkenden Pensionszimmer in Providence bleiben sollen – im Bett. Keinen Anruf annehmen, in kein Auto steigen, nichts.

Schon in aller Herrgottsfrüh wurde ich von meiner Schwester mit der Nachricht geweckt, dass unser Vater einen

schweren Herzinfarkt erlitten hatte. Seine Lage sei ernst, sagte sie, seine Chance zu Überleben fifty-fifty, ich solle sofort nach Hause kommen. »Was machst du in Providence?«, fragte sie. »Wen bei uns, zum Teufel, interessiert denn ein Mord in der amerikanischen Provinz, der sich vor mehr als dreißig Jahren ereignet hat?«

Wahrscheinlich hatte sie recht. Seit fast acht Wochen recherchierte ich in Providence und Umgebung drei Mordfälle, die sich Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts dort zugetragen hatten und in die indirekt meine Familie verwickelt gewesen war.

Es sollte mein siebter Roman werden. Ich wollte ihn sogar Providence nennen. Der Name klang poetisch in meinen Ohren und geheimnisvoll, und wenn man ihn erklärte, beschrieb er eben nicht nur eine Stadt im Bundesstaat Rhode Island, sondern auch ein Gefühl, das Vorsehung hieß.

Doch ich kam einfach nicht voran. Die Zeugen von damals waren entweder tot, oder sie schwiegen.

Warum wollen Sie diese alte Geschichte wieder aufrollen? Den Satz bekam ich mehr als einmal zu hören.

Auch das Treffen mit der Gerichtspsychologin, die den Fall damals zu beurteilen hatte, war ein Fiasko gewesen. Ich hatte die Frau in einem Heim am Point Judith in Narragansett südlich von Providence aufgespürt. Sie saß in einem Schaukelstuhl und blickte am Leuchtturm vorbei auf den Atlantik. Auf meine Fragen zu dem Fall ging sie nicht ein, stattdessen begann sie vom Kennedy-Mord zu reden und behauptete, lange die Geliebte des ehemaligen Präsidenten gewesen zu sein.

Dass Amerika heute von einem schwarzen Präsidenten regiert wurde, glaubte sie mir nicht. »Ein Neger ...«, sagte sie mürrisch.

Aber all das spielte für mich nach dem Anruf meiner

Schwester keine Rolle mehr. Ich musste zurück nach Hause, zurück zu meinem Vater, der in einem Hamburger Krankenhaus am Tropf hing.

Fifty-fifty.

Schon mittags saß ich in einem Mietwagen von Providence nach New York. Es war eine furchtbare und quälende Fahrt, weil mir auf halber Strecke plötzlich einfiel, dass ich meinen Laptop mit allen Kontakten, Dokumenten und Recherchen in der Pension vergessen hatte. Ich überlegte kurz, ob ich umkehren sollte, gab den Gedanken aber schnell wieder auf. Auch wenn mein halbes Leben auf dem Ding war, wenn mein Vater sterben sollte und ich ihn deswegen nicht noch einmal sehen konnte, würde ich mir das nie verzeihen. Ich rief in der Pension an und rang der Wirtin das Versprechen ab, das Gerät, egal, was es kostete, noch am selben Tag per FedEx auf den Weg nach Berlin zu bringen, wo ich in der Meinekestraße ein kleines Apartment besaß.

Das Flugzeug nach Deutschland habe ich an diesem Tag trotzdem nicht erreicht, es herrschte Chaos am Airport in Newark. Drei Stunden stand ich in der Schlange, um schließlich zu erfahren, dass ich den Flug vergessen konnte. Die Asche eines isländischen Vulkans hatte sich am Himmel über Europa ausgebreitet und den Flugverkehr lahmgelegt.

Zuerst glaubte ich an einen schlechten Scherz der kleinen Chinesin hinter dem Lufthansa-Schalter. »Unmöglich, Sir!«, sagte sie. »Keine Chance ... Heute geht kein Flugzeug mehr nach Europa.«

»Und morgen? Was ist mit morgen?«

»Nein, Sir, auch morgen wird keine Maschine fliegen, nächste Woche vielleicht ...« Ihr Lächeln wirkte wie in Stein gehauen. »Sorry, Sir!«

Ich war fassungslos. Sie schien mir die Verzweiflung anzusehen und versuchte mich zu trösten. »Life isn't meant to be

easy«, sagte sie, während ihr Blick auf mein Ticket fiel. Ein wenig verzögert fügte sie dann »Mister Moskowicz« hinzu.

»Life isn't meant to be easy, Mister Moskowicz.«

Wie im Zeitraffer rasten noch einmal die Bilder des Tages an meinen Augen vorbei – Providence, meine aufgebrauchte Schwester, mein Vater am Tropf. Würde ich ihn vielleicht nie wieder sehen, weil ein Vulkan tobte?

Die drei Frauen aus Neumexiko verließen kichernd das Fannelli. Joe warf einer von ihnen eine Kusshand zu und zwinkerte. Der Mann im Tweedjackett, der Richard-Price-Leser und das Liebespaar machten noch keine Anstalten zu gehen.

Ich saß vor meinem dritten Bier und blätterte in der *Times*, betrachtete die Fotos, las kleine Meldungen und wunderte mich, dass dem Ausbruch des isländischen Vulkans nur dreißig Zeilen zugebilligt worden waren, Griechenland hingegen, das in die Pleite zu schlittern drohte, hatte die Redaktion immerhin mit zwei Spalten bedient.

Eine Meldung bewegte mich besonders. In Frankreich sollte ein Gesetz aus dem November 1799 – das genaue Datum war mit dem sechsundzwanzigsten Brumaire des Jahres VIII angegeben – abgeschafft werden, das den Frauen verbot, Hosen zu tragen.

Die erschütterndste Nachricht fand ich bei den Nachrufen, die ich immer mit großer Genauigkeit las. Heute waren drei Menschen gestorben, deren Leben von allgemeinem Interesse war.

Eine Überschrift stach mir sofort ins Auge.

Philipp Bach, German Poet and Novelist, Dies at 59

Die Zeile haute mich fast vom Hocker. Meine Ohren begannen zu glühen, meine Hände zitterten. Das Licht des Fannelli-Neons, das von draußen durch die Scheiben strahlte,

färbte die Zeitungsseite rot. Vor meinen Augen breitete sich langsam eine Blutlache aus, alles verschwamm. Joe schien meinen Gemütszustand aus den Augenwinkeln beobachtet zu haben. »Noch ein Bier?«, rief er mir vom Ende der Bar zu, wo er sich inzwischen mit dem Mann im Tweedjackett unterhielt.

Ich nickte.

Philipp Bach war tot.

Wir kannten uns gut, sehr gut sogar, wir waren keine Freunde, weiß Gott nicht, aber wir kannten uns seit Jahren. Wir waren uns immer wieder über den Weg gelaufen und jede Begegnung hatte etwas Schicksalhaftes gehabt. Jetzt lag er unter der Erde.

Noch bevor ich mit der Lektüre des Artikels begann, fühlte ich, dass er keines natürlichen Todes gestorben sein konnte. Er musste umgebracht worden sein oder sich selbst umgebracht haben.

Ich nahm einen kräftigen Schluck aus dem neuen Glas und begann den Nachruf zu lesen. Nur flüchtig überflog ich Bachs Biografie – seine Kindheit auf Rügen, die Jugend in Ostberlin, die Flucht 1976 und das Leben in Westberlin bis zum Fall der Mauer. Und dann natürlich die Zeit danach im wieder vereinigten Berlin ... Das alles kannte ich wirklich auswendig, und selbst wenn ich etwas vergessen haben sollte, es interessierte mich in diesem Augenblick nicht. Ich wollte wissen, wie Bach gestorben war.

Das erfuhr ich am Ende dieses Nachrufs, den eine gewisse Gretchen Rappaport verfasst hatte. Rappaport schrieb zwar ein wenig kryptisch, aber zwischen den Zeilen las ich doch so viel heraus, dass mir klar wurde, entweder hatte er sich zu Tode gesoffen oder sich ganz bewusst das Leben genommen. Einen Akt fremder Gewalt jedenfalls hatten die ermittelnden Behörden ausgeschlossen.

Bachs Leiche war am ersten April in der Nähe der Glienicker Brücke am Ufer der Havel gefunden worden.

Ich faltete die Hände hinter dem Kopf und starrte für einige Augenblicke an die Decke. Was mich erstaunte war das Gewicht, das Gretchen Rappaport dem literarischen Schaffen Bachs beimaß. Allein, dass sein Leben und sein Tod an dieser Stelle in der *Times* gewürdigt wurden, erschien mir so unglaublich wie absurd. Zugegeben, ich mag ein wenig neidisch und vielleicht sogar eifersüchtig gewesen sein, aber auch nach dem Abzug aller persönlichen Animositäten, die ich gegen ihn hegte, war es mir unerklärlich, wie ihm dieser letzte Coup gelingen konnte.

Es gab kein einziges Werk von Philipp Bach in amerikanischen Verlagen. Was von ihm auf Englisch übersetzt war, erschöpfte sich in zwei Gedichten und einer Kurzgeschichte im *New Yorker*, die in jenem Monat Mitte der neunziger Jahre erschienen waren, als sein Stück *Der zweite Frühling der Margot H.* (*»Springtime for Margot«*) an einem New Yorker Off-Off-Broadway-Theater zur Aufführung gekommen war. Es wurde dort insgesamt fünfmal gespielt, bevor es wieder vom Spielplan verschwand. Einen wirklich nennenswerten Erfolg in Amerika konnte Bach lediglich drei Jahre nach seiner Flucht aus Ostberlin für sich verbuchen. Er hatte nach seinem Roman *Miss Bohemia* das Drehbuch für einen Film verfasst, der für den Golden Globe nominiert worden war.

Dass die *Times* seine Gedichte jetzt mit der Lyrik Heinrich Heines verglich und seine Stücke und Romane als künstlerische Meilensteine der deutschen Nachwendezeit bezeichnete, war lächerlich und maßlos. Außerdem stimmte es nicht ... Romane, im Plural, Philipp Bach hatte nur einen einzigen Roman (*Miss Bohemia*) veröffentlicht, und den auch

schon zu Zeiten, als der deutsche Bundeskanzler noch Schmidt hieß.

Es war dieser Roman, der seinen Ruhm in Deutschland begründet hatte, es war dieser Roman, von dem er sein Leben lang zehrte. Bach war sechsundzwanzig, als *Miss Bohemia* 1977 in der Bundesrepublik erschien. In der naiven Annahme, das Buch hätte in der DDR eine Chance, veröffentlicht zu werden, wenn er die Geschichte in ein anderes Land verlegte, hatte er die Handlung in der Tschechoslowakei angesiedelt. Das war natürlich ein Trugschluss, das Manuskript wurde abgelehnt. Und so entschloss er sich, zwei Tage nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns, das Land zu verlassen.

Im Herbst des darauffolgenden Jahres erregte Bachs *Miss Bohemia* großes Aufsehen in der Bundesrepublik. Allerdings nur dort, in anderen Ländern wurde dieses Werk wie alles, was er danach verfasste, kaum wahrgenommen.

Wie hatte er es also jetzt auf diese Seite in der *Times* geschafft? Wie war es ihm gelungen, fast gleichberechtigt neben einem verdienten und hoch dekorierten Menschenrechtler, einem engen Freund Martin Luther Kings, auf rund zweihundertfünfzig Zeilen in einer der bedeutendsten Zeitungen der Welt bestattet zu werden?

Ich legte meine Hände wieder auf den Tresen und er tappte mich dabei, wie ich den Kopf schüttelte.

»A last one for the road?«, fragte Joe, während er das leere Glas entsorgte.

Ich erschrak und sah auf die Uhr. Es war kurz nach zwei. Das Liebespaar und der Mann im Tweedjackett hatten sich bereits, von mir unbemerkt, verabschiedet, der Richard-Price-Leser war im Begriff zu gehen. Joe stellte das frisch gezapfte, schwarze Bier neben die *Times* und begann mit einem Lumpen den Tresen zu polieren, dabei piffte er *Glory, Glory Hallelujah*.

Mein Blick fiel noch einmal auf die Seite mit dem Nachruf. Erst jetzt betrachtete ich die Fotografie genauer, die den Artikel illustrierte. Eigentlich waren es zwei Fotografien, in die größere der beiden war in die obere rechte Ecke ein Porträtfoto Bachs montiert, das ich kannte. Immer wenn über ihn in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift berichtet wurde, erschien dieses Foto. Es war bestimmt schon zwanzig Jahre alt, aber Bach hatte sich in den Jahren kaum verändert, er schien alterslos. Sooft ich ihn gesehen hatte, persönlich oder in Talkshows, unterschied sich sein Konterfei kaum von dem auf dem Foto. Bach wirkte immer kerngesund und so kräftig, als sei er in der Lage, das Berliner Telefonbuch in einem Zug in zwei Stücke zu zerreißen, was einem Wunder gleichkam, wenn man bedachte, wie viele Zigaretten und wie viel Alkohol er seinem Körper zumutete. Sein Haar trug er schon zu jenen Zeiten kurz geschoren als das bei Männern noch nicht in Mode war. Auch das ließ ihn jung erscheinen.

Aber es war nicht das Porträtfoto Philipp Bachs, das mich aufwühlte und mir in den nächsten Tagen zu schaffen machte, es war das große Foto, es war Tara – Tara, die ich aus meiner Erinnerung verbannt hatte wie Ludwig der Fromme seine Judith. Ich sah sie an Bord eines Kutters oder einer Schaluppe, sie stand an der Reling und schien zu lächeln, ihren Kopf bedeckte ein Südwester, dessen breite Krempe wie angeklatscht auf der Stirn lag, in der linken Hand hielt sie einen Fotoapparat.

Es regnete.

War sie es oder war sie es nicht?

Sie war es, zweifellos. Tara nahm an der Seebestattung Philipp Bachs teil. Um sie herum standen ein gutes Dutzend Männer, einer war der Bürgermeister von Berlin, ein anderer Bachs Verleger, der auch mein Verleger war, ein dritter, den ich auch schon einmal gesehen zu haben glaubte, hielt Bachs

Urne in den Händen. Die Bildunterschrift erzählte, dass die Asche des Dichters südlich der Insel Rügen der Ostsee übergeben worden war. Auf den Umlaut bei Rügen hatte die *Times* verzichtet.

Was hatte Tara veranlasst, sich dieser Trauergesellschaft anzuschließen?

Sie hatte ihn verlassen, wie sie jeden verließ. Auch mich.

Weinte sie Bach nach? Und was war mit mir?

Ich verstand nichts mehr.

Ich zahlte meine Rechnung und verließ das Fanelli. Das Neonlicht erlosch, während ich die Prince Street Richtung Mercer-Hotel überquerte, wo ich mich am Nachmittag dieses Tages voller Schrecken und Zeichen weit über meine Verhältnisse eingemietet hatte.

Big Pine Key, Florida, 22. Dezember 2005

Tara – ich weiß nicht, wie oft ich den Tag verflucht habe, an dem wir uns zum ersten Mal begegnet sind.

Es war der Donnerstag vor Heiligabend 2005, als sie bei mir auftauchte. Ich saß mit Schröder, meinem fetten Kater, in Bettys altem Ohrensessel auf der Veranda und fragte mich, ob ich den Lesern des Romans, an dem ich arbeitete, ein Happyend schenken sollte oder ob es vielleicht doch ehrlicher war, das Buch tragisch enden zu lassen, als ein hellblauer 78er Lincoln Continental in der Einfahrt hielt. Aus den geöffneten Fenstern des Autos drang ein Country-Song, ein Lied von Bobby Bare, glaube ich, vielleicht war es aber auch Roger Miller. Jedenfalls war es eines dieser Lieder, in denen es ums Saufen ging und um Frauen, die kein anständiger Mann mit seiner Mutter vergleichen würde.

Durch das Fliegengitter beobachtete ich, wie eine junge

Frau auf der Fahrerseite aus dem Wagen stieg. Sie trug Cowboystiefel, weiße Shorts und ein durchgeschwitztes, blaues T-Shirt mit dem Aufdruck *It's better to be a pirate than to join the navy*, ihre dunklen Haare hatte sie zurückgebunden, auch sie wirkten feucht. Ich stemmte mich aus dem Sessel und ging neugierig ans Gitter.

Warum parkte die Frau in meiner Einfahrt? Was wollte sie von mir?

Sie reckte und streckte sich, wie man es nach einer langen Autofahrt tat, und als sie mich auf der Veranda hinter dem Fliegengitter entdeckte, lächelte sie.

Erst in diesem Augenblick ging die Beifahrertür auf, die Musik dröhnte jetzt noch lauter aus dem Wagen. Ich sah anfangs nur ein Bein in dunklen Jeans, das ebenfalls in einem Cowboystiefel steckte, dann eine Hand, die eine Flasche hielt, und schließlich den Mann, der dazu gehörte.

Es war Philipp Bach. Ich erkannte ihn sofort – sein schmales Gesicht, den rasierten Schädel, die athletische Figur. Bach boxte in einem Club in Kreuzberg am Engelbecken, er beherrschte den Sport gut. Seine Rechte hatte ich Jahre zuvor schon einmal zu spüren bekommen.

Was trieb ihn in diese Gegend? Er war nicht mein Freund, was tat er hier?

Es musste Ende Mai am Wannsee gewesen sein, dass ich ihn zuletzt gesehen hatte. Wir hatten uns auf dem Frühlingsfest unseres Verlags getroffen, und ich hatte ihm erzählt, dass ich im Begriff war, ein erschwingliches Haus auf den Keys zu mieten, um den Roman, der mich seit fast zwei Jahren umtrieb, in Ruhe zu beenden. In Berlin fand ich einfach die Kraft nicht, hatte ich gesagt.

»Die Kraft ... die Kraft ...!«, hatte er gereizt wiederholt. »Zwei Jahre ...! Ein Haus auf den Keys ...! Was erzählst du da für einen Schwachsinn, du Tucke?«

Das Wort Tucke spuckte er voller Verachtung aus. Er wirkte angetrunken. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, dass man fürchten musste, er könnte wieder zuschlagen. Ich wollte keinen Streit und ließ ihn mit sich und seinem Zorn allein.

Jeder wusste, dass Bach seit Jahren an einem Mammutwerk schrieb, angeblich hatte er schon über zweitausend Seiten verfasst, ein paar davon hatte ich sogar gesehen, er hatte sie mir bei einem Treffen gezeigt. Darin vertiefen durfte ich mich jedoch nicht, nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, so, als brauchte er einen Zeugen für die Qualen.

Jetzt stand er vor meinem Haus. Er drehte sich zweimal langsam um sich selbst und checkte die Gegend ab, dann ging er ein paar Schritte vor und trat neben der silbernen Postbox mit Wucht gegen die umgestürzte Mülltonne, die in der Nacht zuvor, wie so oft, von Waschbären durchwühlt worden war.

Woher hatte er meine Adresse? Was wollte er hier? Er war bestimmt zweiundfünfzig Jahre alt, vielleicht sogar noch ein oder zwei Jahre älter, und trat gegen Mülltonnen. Ich verstand ihn nicht. Ich hatte ihn noch nie verstanden. Ich verstand nicht, wie ein Mann, der sich nach außen so gab, wie er es tat, so makellos schöne Kurzgeschichten und Gedichte schreiben konnte, dass einem bei der Lektüre schwindlig wurde.

Die junge Frau verschwand für einen Moment im Auto, die Musik verstummte. Bach trat ein zweites Mal gegen die Tonne. Es scheppte. Als die Frau wieder zum Vorschein kam, hatte sie einen Fotoapparat in der Hand, eine kleine silberne Kamera. Sie hielt das Gerät hoch über ihren Kopf auf mich gerichtet. Ich nahm an, dass sie ein Foto machte, warum auch immer, dabei lächelte sie wieder.

Bach sah auf die Eingangstür, die auf der linken Seite des

Hauses ein paar Meter von der Veranda entfernt lag. Er schien mich, anders als seine Begleitung, hinter dem Fliegengitter noch nicht entdeckt zu haben.

»Moskowicz!«, schrie er. »Moskowicz? Bist du hier?«, er lachte laut. »Wir wollen Weihnachten mit dir feiern ... Hörst du, Moskowicz? Die schöne Tara und ich, wir wollen Weihnachten mit dir feiern!«

Dann hob er die Flasche und sang die ersten Zeilen von *Rudolf, The Red Nosed Reindeer*, das in jedem Restaurant und in jedem Supermarkt hier seit Wochen nervtötend gedudelt wurde.

Ich brauchte nicht viel Fantasie, um mir vorzustellen, dass die folgenden Tage turbulenter, vor allem aber anstrengender werden würden, als ich es mir ausgemalt hatte. Sicher, ich hätte sagen können: Mach dich vom Acker, Bach! Nimm deine schöne Tara an die Hand und verzieh dich.

Bach hätte an meiner Stelle wahrscheinlich so oder so ähnlich reagiert, aber ich ... ich konnte das nicht. Es war einfach nicht meine Art. Und so wurde mir, noch bevor ich die Verandatür zum Vorgarten öffnete und der fette Schröder, aufgeschreckt durch den Lärm, blitzartig das Weite suchte, ganz schnell klar, dass die Feiertage einen anderen Verlauf nehmen würden als geplant.

Ursprünglich hatten Betty und ich vorgehabt, den Heiligabend bei mir zu Hause zu verbringen. Betty wollte einen Truthahn zubereiten, ich hatte bereits für italienischen Wein gesorgt und sogar für einen Tannenbaum von Winn-Dixie. In der Pfandleihe am Overseas Highway, in Hank's Pawn Shop, hatte ich Christbaumschmuck gekauft, der angeblich aus dem späten 19. Jahrhundert stammte und dänischer Herkunft war. Jedenfalls hatte Hank Brown das behauptet, als ich ihn herunterhandeln wollte. Hank war ein Gauner. Er hatte mir einmal eine von Mark Twain signierte Huckle-

berry-Finn-Ausgabe angedreht. Ein paar Wochen nach dem Kauf stöberte ich wieder in seinem Laden und entdeckte erneut eine signierte Ausgabe des gleichen Romans aus dem gleichen Jahr. Als ich Hank ein wenig grimmig darauf aufmerksam machte, sagte er nur, Twain sei eben ein fleißiger Schriftsteller gewesen, wobei er die Betonung auf fleißig legte. Die Antwort klang wie ein persönlicher Vorwurf.

»Philipp!«

Tara – ich nahm an, dass sie so hieß – rief laut den Namen ihres Beifahrers und deutete mit der Hand, in der sie die Kamera hielt, auf mich.

Und dann noch einmal: »Philipp!«

Erst in diesem Augenblick entdeckte mich Bach auf den Holzstufen zur Veranda. »Da bist du ja, Moskowicz! Ich hab schon befürchtet, wir müssten ohne dich feiern.« Er lachte. »Du hast doch sicher noch ein freies Bett für mich und meine schöne, ein wenig durchgeknallte Geliebte. Wir kommen auch mit wenig Platz aus, wir lieben die Nähe.«

Auch das Mädchen lachte, es hielt die Kamera hoch und machte ein Foto von mir. Ich sah mich auf dem Foto in den roten Boxershorts mit den grünen Tannenbäumen – der Oberkörper nackt, die Beine nackt, mit nichts als den Boxershorts bekleidet. Sie waren ein Geschenk Bettys zum ersten Advent gewesen, sie hatte drei Paar zum Preis von einem davon gekauft.